

Wald

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. 14 / II. APRIL-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

DR. RICHARD CSAKI UNSERE NEUE LITERATUR-
BEWEGUNG

DR. V. GLONDYS VOM ZUFALL
MARIE KLEIN AUS DEN BRIEFEN EINES SÄCH-
SISCHEN STUDENTEN AN SEINE BRAUT

HANS WÜHR FRÜHLINGSLIEDER

DR. ERNST KALLÓS BERGSON

ERNST JEKELIUS SEN. DREI SEKUNDEN

POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT
ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN
MITTEILUNGEN DER SCHRIFTFÜHRUNG

KUNSTBEILAGEN: *E. HONIGBERGER*: ZWEI HERRENBILDNISSE

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

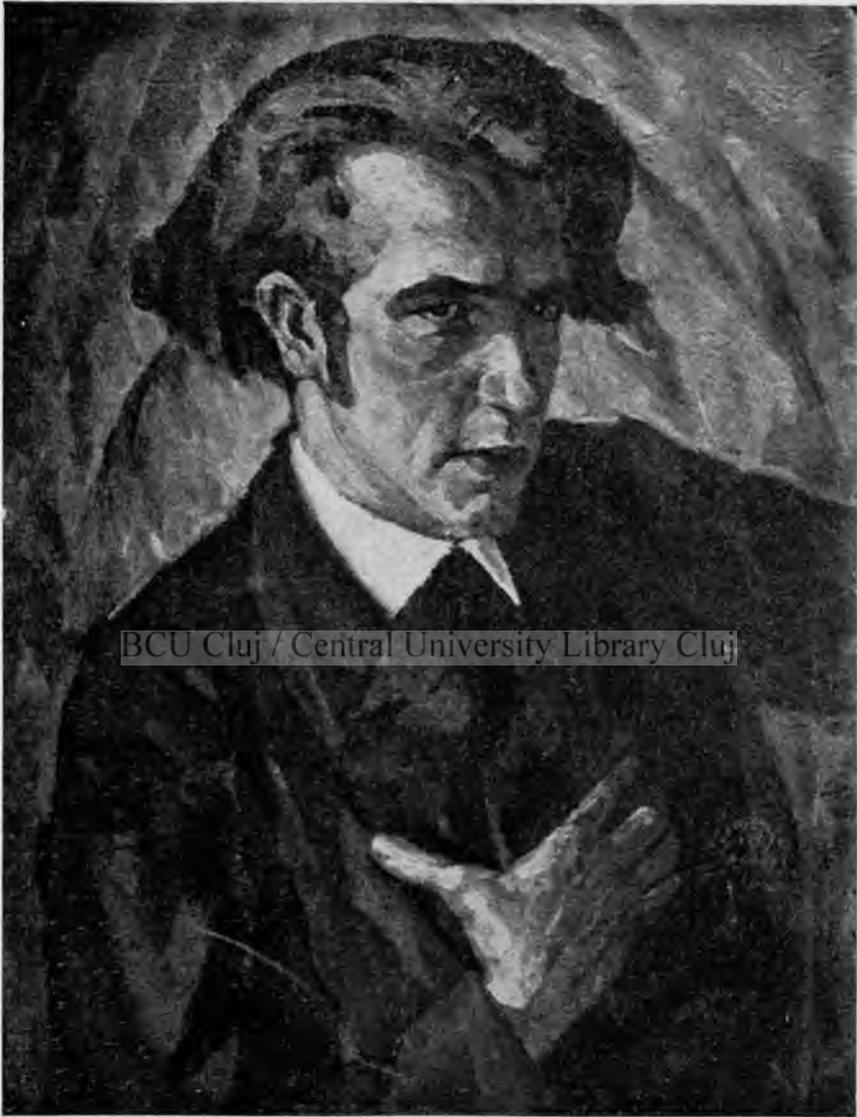
„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Esaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



Ernst Honigberger

Herrenbildnis.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 14 — Zweites Aprilheft — 1921

Unsere neue Literaturbewegung

Von Dr. Richard Csaki

Den unmittelbaren Anlaß zu diesen Zeiten gibt das Ostland-Jahrbuch 1921. Es ist von der „Modernen Bücherei Hermannstadt“ herausgegeben worden. Diese trägt die Verantwortung für das ganze literarische Unternehmen, trotzdem sie dem Schriftleiter des Jahrbuches, Egon Hajek, volle Selbständigkeit in Auswahl und Zusammenstellung gewährt hat. Da nun das Ostland-Jahrbuch der Kritik in der heimischen Presse vielfach Gelegenheit geboten hat, mehr oder weniger schief gestellte Urteile über die darin vertretene literarische Richtung unserer jüngeren Schriftstellerischen Generation auszusprechen, ist wohl in dieser, ebenfalls unter Verantwortung der Modernen Bücherei stehenden Zeitschrift der geeignete Ort, zu der Gelegenheit gründlicher und eingehender Stellung zu nehmen.

Denn nicht nur ein unmittelbar durch das Ostland-Jahrbuch gegebener Anlaß besteht hiezu, es handelt sich um eine prinzipielle Frage unseres gegenwärtigen Geisteslebens, das mehr als je auch unter dem Zeichen einer literarischen Bewegung steht.

Soviel kann niemand leugnen, daß im unmittelbaren Anschluß an den Weltkrieg bei uns eine rege literarisch-schöpferische Tätigkeit einsetzte und daß Hand in Hand damit das schöngeistige Interesse der All-

gemeinheit auch für die heimische Produktion erheblich wuchs.

Der Eindruck, daß es sich in dieser neuen Literaturbewegung um ein über die lettantische Versuche weit hinausgehendes Streben und vielfach auch Können handle, vertiefte sich immer mehr.

Vertiefte sich allerdings nur bei jenen, die mit dem Herzen dabei waren, die mit Ernst die Dinge aufnahmen und verfolgten.

Kritiker, die zu Urteilen gelangten, daß die Erscheinungen unserer neueren Literatur kurzweilig abzulehnen seien, weil sie in einem Sumpf schmutzigster Erotik wate, und wie die Floskeln wohl alle lauten mögen, Kritiker, die immer und immer wieder, vom Gegenständlichen wie von einer fixen Idee gebannt, mit schulmeisterlicher Miene den Schriftsteller auf die Stoffgebiete hinweisen, die sie zu beschreiten haben (Bodenständigkeit, gesunde Nahrung für unser Volkstum! usw.) — ja solche Kritiker meinen es wohl herzlich gut mit unserer Kunst (vom „völkischen“ Gesichtspunkt, beileibe nicht vom künstlerischen), aber sie fördern sie nicht, sie gehen sie eigentlich gar nichts an.

So wäre es in gewissem Sinne gar nicht nötig auf sie zu reagieren; da nun aber die Ablehnung gerade der Neuerscheinungen 1920/21 eine so allgemeine (fast

sagte ich so spontane, aus dem bürgerlich-einträchtigen Herzen heraus) war, und da diese Stimmen das Volksgewissen darzustellen vorgeben, scheint mir die Sache doch tiefer zu gehen. Sie scheint mir auf einem zu lösenden Problem unserer Kunst und so unseres geistigen Seins überhaupt hinzudeuten.

Denn, meine Herren Kritiker und kritischen Feuilletonisten aus den großen Tageblättern und kleinsten Wochenblättchen: Es steht ja doch so! Unsere Literatur und Musik und bildende Kunst muß ernst genommen werden. Mit jenem gewissen sächsisch-nörgelhaften, herablassend-bissigen Wohlwollen von früher ist es nicht mehr getan! Nicht mehr steht der einzelne schutzlos, einsam da — schon ist es eine Gemeinde, eine Phalanx, die die Spitze bieten kann. Auch ist es mit den althergebrachten, billigen Mitteln der Kritik nicht mehr getan wie: Weil in einem Produkt unserer Literatur erotische Probleme ohne den sächsischen Feld-, Wald- und Wiesengeruch behandelt werden, hat es uns nichts zu sagen — daher abgelehnt!

In unserer neueren Kunst, in unserem neueren Geistes- und Gesellschaftsleben gibt es vielerlei, was uns ernsthafte Probleme vorlegt, viel Erfreuliches, vielleicht ebensoviel Besorgnißerregendes — aber — das betone ich — es darf nichts leichtfertig über Bord geworfen werden — Begründung, meine Herren, für alles, was Sie behaupten, — Phrasen haben wir genug gehört — und vor allem, meine Herren, ein wenig, ein ganz klein wenig Verständnis (so vom Herzen her!)

Gestatten Sie, daß ich den Versuch unternehme zu entwickeln, wie unserer neuen Literaturbewegung in der geistigen Entwicklung ein ganz organischer Platz eingeräumt werden muß.

Zunächst ein Blick hinüber in die

Malerei. Vergleichspunkte ergeben sich, die das Verständnis erleichtern.

Wir denken zurück an die ältere Generation: Dörschlag, F. Schullerus, Coulin, Myß usw. und auch noch Ziegler und Wellmann. Tüchtiges Können, bewußtes Hervorkehren der heimatischen, bodenständigen Motive, daher ein Ausweichen vor den Problemen und extremen Richtungen draußen; Erfassen des Ausgeprobten, Stehnbleiben auf einem sichern Boden; Vermittlung überaus starker künstlerischer Werte an das eigene Volkstum; eigentlich erstes Erwecken künstlerischer Betrachtung der eigenen Umgebung in Landschaft, Dorf- und Stadtbild, Tracht, Menschentypus usw., Bewußtmachung eines gewissen Grades von künstlerischem Empfinden und Denken-Wollen in einer größeren Welle der Intellektuellen (Folge: Sebastian-Hann-Verein). Dabei erscheint charakteristisch, daß der Großteil dieser Generation den Weg zur Anerkennung auch im größeren deutschen Kunstleben gefunden hat; ihre Stärke aber war letzten Endes doch nur die bewußt herausgekehrte siebenbürgische Note, sozusagen die Entdeckung des siebenbürgischen Reichlichen Moment).

Deutlich hebt sich hievon die Linie ab, in der sich ein jüngeres Malergeschlecht bewegt. Es liegt ein gewisses — durch das Wegmachen der Vorangegangenen sicher mitbedingtes — Kraftgefühl darin, daß sie sich mitten hineinstellen in das Ringen um die künstlerischen Werte, das das große Kunstschaffen auch draußen bewegt. Nicht Erprobtes nach altem Rezept nachahmen, miterproben helfen ist die Lösung. Und das ist doch Fortschritt! Dabei lebt innerlichst in ihnen noch ein besonderes Kraftgefühl: von besonderer Art zu sein, siebenbürgisch zu sein, mit einem Blick apperzipieren, der irgendwo — in tiefster, künstlerisch bedeutsamster Sphäre

— feiner, edler, wurzelhafter ist, als der, mit dem die „andern“ erfassen. Das ist unsere siebenbürgische Sonderfähigkeit, unsere Triebkraft, die uns die Beruhigung einflößt, daß schließlich bei noch so extravaganen Stilmitteln, die noch so weit von dem abzuliegen scheinen, was dem künstlerischen Ausdrucksbedürfnis unseres so vielfach „bedingten“ geistigen Seins entspricht, — dennoch jene Linie gefunden wird, die das Werk und den Künstler im besten Sinne des Wortes „siebenbürgisch“ stempelt.

Um zusammenzufassen: Unsere jüngere Kunstströmung sucht — ebenso wie es die ältere getan hat — den Weg hinaus. Hinaus zur Anerkennung und Geltung in größeren Bezirken! Aber sie tut es nicht unter Anlehnung an eine äußere Stütze (das Interessante im Gegenständlich-Siebenbürgischen), sondern von innen heraus sich auf ihre künstlerische Begabung und ihr Können verlassend.

Und diese Erfahrungen nun auf unsere Literatur angewendet:

Die Problemstellung ist dieselbe. Nur muß hier, was bei der Malerei in schon allgemeiner Anerkennung ihrer berechtigten Bestrebungen als einfach nackter Satz ausgesprochen werden konnte, vorsichtigerweise in eine Frage gekleidet werden: 1. Hat unsere Literatur das Recht, über den Rahmen des Gegenständlich-Siebenbürgisch-Sächsischen hinauszutreten? 2. Darf sie es wagen, den Sprung aus dem Bächlein unserer „heimischen Kunstbestrebungen“ in den Strom der großen deutschen, und damit europäischen Literatur zu unternehmen?

Unsere Kritiker nehmen nun im allgemeinen nur zu Punkt 1 Stellung; sie sprechen von „Simplizissimus-Literatur“, von „Erotik“, von „gewissen Tanzböden“, deren Geist unsere neuere Literatur atme usw., mit einem Wort von dem Inhalt-

lichen der neuen Dichtung, bevor sie überhaupt den notwendigen Ausgangspunkt ihrer Untersuchung überwunden haben, d. i. die Frage nach der inneren Berechtigung der Dichter, diese Inhalte zu meistern. Oder besser: sie sprechen schon auf Grund des Inhaltlichen dem Schaffenden jede Berechtigung ab.

Die Fragestellung kann jedoch nur von Punkt 2 ausgehen. Wenn diese Frage bejaht werden kann, so muß auch dem Ja der ersten rückhaltlos zugestimmt werden.

Erstlich (was schon angedeutet wurde): Unsere neue Literatur hat in ihren (in Betracht kommenden Vertretern) den Dilettantismus überwunden. Ein Verdienst! Woran ältere Generationen (mit sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen) jahrzehntelang gekrankt haben, war die Zersplitterung einzelner auf hundert Gebiete, die Folge war halbe Arbeit! Eine Einsicht der jungen Generation: Jeder muß wenigstens auf einem Gebiete ganze Arbeit leisten. Arbeitsteilung!

Zweitens: Eine natürliche Folge der ersten Einsicht: Unsere Jüngeren nehmen es mit der Kunst heilig ernst; so ernst, daß sie diejenigen unter uns, die für künstlerische Dinge überhaupt ein Herz haben, zwingen, sie auch ernst zu nehmen. Ihr weiterer Erfolg bestand darin, daß sie es in dem trüben Sumpf des ganz allgemeinen Verhältnisses zur „heimischen“ Literatur zu einer Literaturwelle brachten. Man spricht doch wenigstens von den neuen Büchern, manchmal sogar von den Zeitschriften — wenn auch meist kopfschüttelnd, aber man spricht davon (denkt nur an das skeptisch verzeihende Lächeln von früher!) — ist das nicht ein „gewisser“ Erfolg?

Drittens: Die bewusste Absicht drang durch, den Rahmen unserer bis-

herigen Literatur zu sprengen, Menschheitsprobleme aufzunehmen, an der Formgestaltung mitzuschaffen, zuerst Mensch, dann Dichter, dann . . . Sachse sein zu wollen. Ein Kühnes Unterfangen, wenn man daran denkt, in welchem Sinne unsere Ahnen geformt worden sind, welche unumstößlich scheinende Dogmen sie uns eingehämmert haben. Aber ein Kühnes Unterfangen, auch wenn man die naturgegebene Engherzigkeit des psychischen Untergrundes bedenkt, in dem diese Dichtung schließlich doch wurzeln muß.

Und damit kommen wir zu einem weiteren Kernpunkt unseres Problems, zur schwierigsten Frage für unsere Dichter selbst und für uns, die wir — ob wohlwollend oder herablassend-herzlos — die Miterlebenden sind.

Sie müssen letztlich seelisch auf diesem Grunde wachsen (wohlgemerkt: das ist was ganz anderes als das nur stofflich an die Heimat Gebundensein). Sie müssen also einen sehr, sehr schweren Entwicklungsprozeß durchmachen, in dessen Verlauf sich dann allerdings um so gewisser zeigt, was lauterer Gold ist und was nicht. Dieser Prozeß aber ist folgender: Verlassen der sicheren, aber wenigstens im Sinne einer wirklichen Entwicklung aussichtslosen Bahnen unserer bisherigen Literatur; Versuch, im deutschen literarischen Leben Fuß zu fassen; Hierbei als notwendiges Übergangsstadium: Von der Perspektive einer nur den augenblicklichen Effekt beurteilenden Betrachtung eine oft allzu schroffe Abkehr von dem, was im Sinne einer siebenbürgischen Nicht-„Großstadt“-Literatur sein mag; Naturnotwendiges Zurechtfinden bei einer gewissen Höhe und Klärung des Schaffens; Immer deutlicheres Hervortreten jener Werte, die in der spezifisch-siebenbürgischen Veranlagung und Erziehung liegen, jener

Werte, die im Übergang oft bewußt negiert wurden, die aber immer einen Teil der künstlerischen Persönlichkeit ausgemacht hatten, selbst in den „wüsten“, „extremsten“ Jugendschöpfungen; Eintreten einer natürlichen, psychisch bedingten (aber künstlerisch nicht nötigen) Auslese auch im Stofflichen: „Stoffliches“ Ideal: Reifste Kunst, geläutert in dem nur „draußen“ möglichen Kampf uns dichterische Dasein, Kunst, die auf dieser Grundlage die Probleme der Heimat erfasst, gestaltet — eine „Bodenständigkeit“ in unserem Sinne. — — —

Unsere neu-sächsische Literatur ist problematisch, sie befindet sich in einem Übergangsstadium voll Härten, voll Fragezeichen. Aber sie ist entwickelungsfähig, sie weist in die Zukunft. Was sie erreichen wird? Ob in einigen Jahrzehnten ein ehrliches „Ja“ ausgesprochen werden kann? Was als wirkliche Verirrung (denn auch solche dürfen nicht gelehnet werden), was als berechtigtes Glied einer organischen Entwicklung wird bezeichnet werden können?

Wir haben es mit einem der interessantesten Versuche in unserem geistigen Leben zu tun, das letzten Endes nach der einen Richtung nie in etwas anderem bestanden hat, als einen Weg zu finden (und wenn er doch einmal ein mitschaffender wäre!) zu dem deutschen Geist.

Die andere Richtung unseres geistigen Wesens, die weniger starke, liegt in der Selbstgenügsamkeit, in der Bescheidung, liegt überall dort, wo unsere alte Kolonistenaktivität versagte. Unsere Literatur ist mit wenigen Ausnahmen (Marlin, F. W. Schuster) bisher den letzteren Weg gegangen.

Und warum ratet nun Ihr Kritiker diesen auch unseren jungen Dichtern an?

Vom Zufall

Von Dr. V. Glondys

Die scheinbare Dissonanz zwischen den Ausführungen zum obigen Thema in Nr. 8 und 11 des „Ostland“, Jahrgang 1921, hat in hiesigen Leserkreisen mehr Staub aufgewirbelt, als bei einer so rein theoretischen Frage zu erwarten war, — wahrscheinlich, da das Interesse hiefür durch einen Vortrag Herrn Professors Dr. Siegel in Czernowitz vorher geweckt worden war. Dem von mehreren Seiten geäußerten Wunsche, ich möchte meine Stellungnahme für oder wider bekanntgeben, komme ich um so lieber nach, als ich der Ansicht bin, daß nur scheinbar entgegengesetzte Schlußfolgerungen gezogen werden, während in Wirklichkeit die Prämissen von einander verschieden sind, so daß die beiden Ausführungen nicht gegeneinander sprechen, sondern nebeneinander vorbeireden.

Dr. Siegel schließt: Es gibt einen Zufall. Denn die Berufung auf die Notwendigkeit kausaler Verknüpfung des Geschehens ist nur Ausdruck der Eigenart unserer intellektuellen Organisation. Auf Grund dieser Organisation schaffen wir das Bild der Natur als eines unter dem Gesetze kausaler Verknüpfung stehenden Kosmos. In diesem Kosmos könne, wie ja ganz selbstverständlich ist, der Zufall keinen Platz haben. Aber dieser Kosmos sei bloß eine „schematische Zeichnung an Stelle des farbenprächtigen Urbildes“, der eigentlichen Wirklichkeit. In dieser herrsche der Zufall, ja jeder Individualfall des Geschehens sei ein Beweis dafür.

Bei dieser Argumentation bleibt allerdings die Frage offen, woher wir denn jene andere, eigentliche Wirklichkeit kennen, wenn die Schzung des Kausalzusammenhanges in allem Geschehen Postulat unseres Intellektes ist. Denn aus der Tatsache, daß es sich um ein Postulat handelt, folgt natürlich nicht, daß das Postulierte

nicht einem tatsächlichen Bestande entsprechen könne. Es läßt sich nur aussagen, daß möglicherweise der tatsächliche Bestand dem gedachten nicht adäquat sei, ohne daß wir aber ein Mittel besäßen, diese Inadäquatheit zu prüfen. Will man nicht auf der schwächsten Stelle der Kantischen Kritik fußen, in der diese Divergenz tatsächlich gesetzt, aber eben damit die gezogene Grenze überschritten wird, dann bleibt hinsichtlich dieser Frage lediglich Schweigen als Antwort übrig. Die transzendente Idealität einer Kategorie bedeutet ja gewiß zunächst ihre allgemeingültige Anwendbarkeit auf die sogenannte phänomenale Welt, die nach den Gesetzen unserer intellektuellen Organisation erstet. Aber sie besagt nichts und kann auch nichts besagen hinsichtlich der Tatsächlichkeit einer an sich liegenden, hievon verschiedenen Wirklichkeit, daher denn auch jede Behauptung des nur und ausschließlich idealen Charakters der sogenannten phänomenalen Welt über den Rahmen gerade dieser Natur unseres Intellektes hinausgeht. — Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung kann daher nur die als phänomenal bezeichnete Welt sein, in der es dann aber selbstverständlich keinen Zufall geben kann, auch nicht hinsichtlich der Individualfälle des Geschehens, weil diese Welt das Gepräge unserer intellektuellen Organisation trägt, zu der die Kategorie der Kausalität gehört. Den Zufall kann es dann möglicherweise in einer angenommenen, für den naturwissenschaftlichen Forscher aber gar nicht in Frage kommenden eventuellen Wirklichkeit geben, falls nämlich „das farbenprächtige Urbild“ existiert, was aber eben nicht ausgemacht ist; — und auch dann nur möglicherweise, u. zw. nur dann, wenn erstens die erwähnte *Nur-*Idealität der kausalen Verknüpfung,

zweitens nach dem noch ausstehenden Nachweis der Existenz jener Urwirklichkeit zugleich deren Gegenfälligkeit gegenüber der sogenannten phänomenalen Welt nachgewiesen wäre, wozu aber gerade dann, wenn wir nicht aus den Normen der Organisation unseres wissenschaftlichen Denkens hinaustreten wollen, jede Möglichkeit fehlt und naturgemäß fehlen muß. — Da also der Satz vom Grunde eine Voraussetzung, eine Forderung unseres wissenschaftlichen Denkens ist, so ist jedenfalls ein Denken, das auf diese Forderung verzichtet, außerhalb der Normen des wissenschaftlichen Denkens. Dieses ist auf Grund seiner Eigenart, die aus der Organisation unseres Intellektes rührt, verhalten, auch die Individualfälle des Geschehens kausal abzuleiten, wenigstens prinzipiell, mag auch die faktische Durchführung der kausalen Verknüpfung wegen der Unübersehbarkeit der Glieder unmöglich sein.

Das ist der Punkt, von dem aus die naturwissenschaftliche Betrachtung des vorliegenden Themas den „kausalen Zufall“ als „momentanen Zustand unserer Unwissenheit in bezug auf das ursächliche Geschehen gewisser Phänomene“ kennzeichnet und kennzeichnen mußte. (Vgl. den Aufsatz von Prof. Dr. Raubitschek in Nr. 11.)

Daß das Naturgesetz zunächst ein idealer Bestand ist, ist ohne weiters selbstverständlich. Wenn aber nicht angenommen wird, daß die Naturgesetze nicht etwas auf die eigentliche Wirklichkeit einfach Unanwendbares seien, — was natürlich auch wieder nur eine Annahme sein kann —, dann lautet der Schluß: Wenn A ist, ist B (Naturgesetz); nun ist A; also ist B (angenommenes wirkliches Geschehen). — Wollzieht man diese Anwendung des Naturgesetzes auf eine als wirklich angenommene Welt, wie es die Naturwissenschaft tut, dann gibt es keinen Zufall mehr. Und unter dieser Voraussetzung ergibt sich auch die Voraussetz-

rechenbarkeit des Zusammentreffens von Kausalreihen, weil sie nicht mehr als bloße Idealgebilde, Gesetzmäßigkeiten, sondern als reale Abläufe aufgefaßt werden. Das Zusammentreffen ist dann nicht mehr Zufall, sondern notwendiges Ereignis, wie jedes andere Geschehen. Irrtümlich wäre es nur, wollte man aus dem zeitlichen Zusammentreffen auf eine ursächliche Wechselbeziehung zwischen den hiebei in Betracht kommenden Gliedern verschiedener Kausalreihen schließen. Nur um diese Wechselbeziehung zu verneinen, bezeichnen wir jenes Zusammentreffen als Zufall. Das Zusammentreffen selbst aber ist nicht anders zu werten als jedes andere Ereignis, das wir kausal ableiten; nur handelt es sich hier sozusagen um einen Individualfall im Rahmen eines größeren Ausschnittes dessen, das wir Weltgeschehen nennen. Denn da wir, wofern wir nicht auf wissenschaftliche Verarbeitung des Geschehens verzichten wollen, jeden momentanen Zustand mit allen seinen unübersehbaren Details auf einen vorangegangenen zurückführen, müssen wir dies auch bei jenem größeren Ausschnitte hinsichtlich aller Details tun. Da das Gesamtbild des gewählten Ausschnittes nicht zufällig genannt werden kann, solange wir nicht etwas aus nichts oder auch alles aus allem entstehen lassen wollen, so ist das Vorhandensein bestimmter Details darin notwendig; nur untereinander brauchen sie sich nicht zu bedingen.

Glaube also ist es sowohl, den unter der Geltung des Kausalgesetzes stehenden Kosmos als real existierend anzunehmen, Glaube aber ebenso, seine reale Existenz zu leugnen, oder gar eine völlig entgegengesetzt gerichtete, mit dem phänomenalen Kosmos divergierende Urwirklichkeit anzunehmen. Nur wenn man die eine oder die andere dieser Prämissen annimmt, also auf Glauben seine Schlüsse aufbaut, kann man apodiktisch erklären: Es gibt in der Wirklichkeit einen Zufall

— oder: Es gibt in der Wirklichkeit keinen Zufall. — Es fragt sich also nur, welche Prämisse die praktischste für unseren wissenschaftlichen Betrieb ist. Und da kann die Antwort doch wohl nur lauten: Diejenige, deren Wirklichkeit mit unserem Weltbild nicht divergiert, sondern ihm korrespondiert. Denn jedes

andere Weltbild ist wissenschaftlichen Methoden unzugänglich, daher für die Wissenschaft gleichgiltig. Selbstverständlich wird der Vorsichtige sich hüten zu meinen, er dürfe bei dem wissenschaftlichen Weltbilde auf Erfassung der absoluten Wirklichkeit irgendwelchen Anspruch erheben.

Aus den Briefen eines sächsischen Studenten an seine Braut / 1820—1825

Von Marie Klein

(Fortsetzung.)

III. Über Amsterdam und London nach Paris.

Amsterdam, 27. April 1822.

„Seit drei Tagen, meine liebe Susi, bin ich in Amsterdam, und kann mich von dem Staunen, das diese außerordentliche Stadt in mir erregt hat, kaum erholen. Mit einem guten, gedruckten Wegweiser in der Hand, und einem holländischen, ganz komischen, raffinierten Cicerone an der Seite haben wir sie durchflogen, und alles was sie vorzüglich merkwürdiges in sich schließt, so gut gesehen als man es mit großem Eifer in drei Tagen nur immer sehen kann. Ehe ich Dir aber davon etwas schreibe, will ich anderes nachholen. — Am Ostertag feierten wir noch in Besenhausen bei Frau von Hanstein, auf recht angenehme Art, durch Theater, Gesang und Tanz, Mahl und Feuerwerk den Geburtstag ihres Vaters. Noch einige schöne Tage brachte ich da zu, die letzten wieder in Göttingen. Am 15. April — an einem unvergeßlich schönen Morgen — o die Morgen sind ja an und für sich selbst schon schön, an denen man nach langem Aufenthalt an einem Ort, eine neue Reise beginnt — stiegen wir die Höhe gegen Eschershausen hinauf, und nachdem uns unser lieber Pape, ein liebenswürdiger junger Mensch, der uns zwei Tagereisen bis zu seinen Verwandten begleitete, zu uns gestoßen war, blickten

wir noch einmal auf die Stadt, die mich so viele Monate in sich zurückgehalten und mir so teuer geworden war. Sie war noch in Dunst gehüllt. Wir grüßten sie und verloren sie aus den Augen. Nun eilten wir über die Weser, lernten in Arnoldsen eines anderen Freundes Eltern und im zweiten Nachtquartier Papes Verwandten kennen und durchzogen die interessanten, oft sehr schönen Ruhrtäler, sahen im Vorbeigehen die Grotte von Sandwich und erreichten am 21. April bei Wesel den Rhein. Obgleich noch unter deutschen Namen, fangen dennoch hier schon die Niederlande an. Denn Reew, Emmerich sind der Sprache und allen übrigen Sitten nach, holländische Städte. Am 23. abends trafen wir in Arnheim ein, eben als das Glockenspiel (die bekannte Cavatine aus der Oper Tancred) ertönte. Am folgenden Tage bildeten wir mit mehreren eine Gesellschaft und fuhren weiter. Der Weg ward immer interessanter, die kleinen Städtchen und Dörfchen nehmen an Ordnung und gefälliger Form, ja auch an Reichtum immer mehr zu. Zu beiden Seiten der schönen Chaussee, die man sehen kann, erheben sich in gefälliger Abwechslung Parke, durch Nutzen und Geschmack ausgezeichnete Gärten, schöne Lustschlösser und Landhäuser mit reizenden

Umgebungen. Nachmittag erblickten wir den Hauptturm von Utrecht und waren nicht wenig erstaunt, als wir durch seine Straßen fuhren, da wo wir nichts oder doch sehr wenig erwarteten, eine Stadt zu finden, die nicht wenige von den besuchtesten Hauptstädten überstrahlt. Die Aussicht vom Turm gehört unter die ausgedehntesten, die man irgendwo haben kann. Die Univerſität, Museen, Kirchen kündigen sich mit einer höheren Würde an, nur die Andacht darin war erbärmlich. Da wir eilten, fuhren wir schon abends mit der gewöhnlichen Treckschuyte (einem Kanalschiff) von Utrecht ab. Die Reisen auf den Kanälen sind unſtreitig für einen Fremden die interessantesten in Holland, denn an diesen Kanälen ist es, wo der Reichtum und das Wohlleben der holländischen Kaufleute, ihre geringere oder größere Kunstliebe, ihr guter Geschmack sich der öffentlichen Beobachtung in artigen, schönen, oft prächtigen Landhäusern darstellen, in Gärten, in denen die Form des Ganzen mit der Seltenheit und Schönheit ihrer Gewächse, um den höchsten Grad des Beifalls wetteifern. Was die Wiener in Baden und Mödling, die Berliner in Charlottenburg und Potsdam haben, das schafft sich der Holländer an seinen Kanälen und jeder beeft sich, diese seine Schöpfungen, durch den Namen eines geliebten Weibes, eines guten Sohnes, guter Tochter oder sonst Jemandes noch werter zu machen. Was aber diese Landhäuser vor anderen voraushaben ist: daß sie die Reize der Land- und Wassergegenden haben, daß sich ihnen zugleich das rege Leben des Handels mitteilt, und daß sie das Vergnügen gewähren, immerwährend Fremde an sich vorüberziehen zu sehen. Dieses alles ist nun besonders der Fall an dem schönen Kanal zwischen Utrecht und Amsterdam, und ob wir gleich nachts fuhren, so war die Nacht doch nicht so dunkel, daß sie uns dieses Ver-

gnügens ganz beraubt hätte. Als der Tag wieder graute, standen wir vor Amsterdam. Ich hatte Herzpochen. Dieses nahm aber zu, als ich sah, was ich bei aller Erwartung nimmermehr gesucht hatte. Denke Dir eine der größten Städte unseres Welttheiles, die sich durch ihren, ehemals beispiellos schnell wachsenden Handel, so schnell gehoben, daß sie nach einem Plan gebaut werden konnte. Venedig und Wien, Berlin und Mailand sind hier zu einem Ganzen vereinigt. Die Kirchen stehen stolz da. Das holländische Museum glänzt vorzüglich durch Rembrandt, Van Dyk und de Thom. Die öffentlichen Anstalten haben alle den Anstrich des Größten. Die Magazine, die Ausstellungen zwingen Bewunderung ab. Und erst der ungeheueren Hafen, der Wald von Masten, das Gewühl von Menschen aus allen Gegenden der Erde!!

Lebe wohl mein Herz.“

Der nächste Brief ist aus London vom 25. Mai 1822.

Die Wirklichkeit erscheint ihm wie ein Traum. Einst hatte er sich gedacht das größte Glück, das einem Sterblichen begegnen könne, sei London zu sehen. Nun hat er die Überfahrt von Calais gemacht und steht erschöpft auf dem Schloßberg zu Dover und sieht hinaus auf das Meer, das ihn zum erstenmal vom Kontinent trennt. Röter, als er sie je gesehen, neigt sich die Sonne dem Meere zu. Und zwei Tage später sieht er im Morgenrauen von der Höhe von Schootmershill „das unermessliche London, halb noch in grauen Nebeln schlummernd“, über Höhen und Täler ausgebreitet vor sich liegen.

Am 27. April hatte er Amsterdam verlassen und einige andere holländische Städte gesehen. Immer aufs neue staunt er, wie weit ein Volk „dem die Natur nicht einmal einen sicheren Boden gegeben hat, es doch bringen kann“. Er sieht den

Schauplatz der großen niederländischen Kämpfe zu beiden Seiten der Schelde und wird zu „wehmütigen Empfindungen“ gestimmt während der Reise durch das „Mutterland der Siebenbürger Sachsen, durch das liebe Flandern!“

Wie er von Calais abfuhr, erhob sich ein Sturm auf dem Meere, der über vier Stunden dauerte und ein großartiges Schauspiel bot, „der Körper kam in einen höchst unangenehmen Zustand, aber der Geist feierte ein großes Fest“. Endlich erblickten sie die weißen Berge von Albion! Sie eilen in den Hafen, schlafen im Dörfchen Deal, fahren nach Canterbury und von hier mit der Post weiter und sind am 10. Mai in London.

Er findet es unbeschreiblich, unermesslich! Die herrlichen Kirchen begeistern ihn. Vor allem die Westminsterabtei, wo er eine Vesper hört. Unter den „kühnen Bogen und hohen Gewölben dieses unübertroffenen Meisterwerkes“ vernimmt er die „heiligen Töne der Orgel und des religiösen Gesanges“, während die Nachmittagssonne durch die Glasgemälde leuchtete und ihn die Denkmäler großer Männer aus allen Jahrhunderten umgaben.

Er hat „erhabene, unaussprechliche Empfindungen“, wie er auf der höchsten Galerie des Domes von St. Paul steht und die ganze Stadt mit ihren Palästen und Türmen, ihren 8000 Straßen und den interessanten Krümmungen der Themse sieht! —

Von den Theatern Londons begeistern ihn besonders die Oper und das Nationaltheater Drury Lane. Hier auf der Bühne, die einst Garrick verherrlichte, sieht er den berühmten „Kean“ als Macbeth.

Das britische Museum hat er sich noch großartiger vorgestellt. In den vielen Parks sieht er Herren und oft Damen reiten. Andere Ladies sieht er in den Vor-

gärten ihrer Häuser mit Pops Werken in der Hand „in sentimentalen Ansehungen“ unter den Bäumen lustwandeln.

Aus Oxford — wohin er einen „entzückenden“ Ausflug gemacht hat, sendet er der Braut wieder ein Blümchen.

Von Paris erhält sie die folgenden Briefe, in welchen er ihr seine großartigen Eindrücke mit dichterischem Schwung beschreibt:

Paris 30. Juni 1822.

„Erinnerst Du Dich noch meine liebe Susi! an den Augenblick, in dem ich Dir im Garten zu Urwegen sagte, daß London und Paris das doppelte Ziel meiner nächsten Reise sein werde? — Da bin ich nun seit vier Wochen in der französischen Hauptstadt und alles was mich umgibt, ist mir der sprechendste Beweis, daß ich wirklich da bin. Du hast gar nicht Ursache Dich zu wundern, warum ich erst vier Wochen nach meiner Ankunft schreibe. Denn eigentlich komme ich erst jetzt zu mir selbst und finde es klarer vor meinen Augen, die ganze übrige Zeit befand ich mich in einem Zustand, in dem ich nur schwer entscheiden konnte, ob ich denn wirklich zwischen diesen Palästen herumwandle oder nur träume. Nicht Paris allein, das ewig interessante, ewig merkwürdige war es, was gleich bei unserer Ankunft uns zu so heftigen Empfindungen hinriß; alle Nebenumstände vereinigten sich so glücklich für uns, daß der Eindruck unauslöschbar bleiben mußte. An einem der schönsten Tage in der schönsten Jahreszeit, an einem Sonntag früh war es, als wir in Poissy unsere Seine-Barke verließen und mit Erwartungen, die sich nicht aussprechen lassen, der Hauptstadt zueilten. Augenblicke dieser Art gehören unstreitig zu den reizendsten im menschlichen Leben, wo man sich anschickt das große Bild der Wirklichkeit mit dem großen Bilde der Phantasie zu vergleichen. Bald erreichten wir den alten Königssitz St.

Germain und weideten unser Auge an den freundlichen Ufern der Seine, die hier in ihrer schönsten Krümmung die Sitze des guten Geschmacks, aber auch der Wollust bespült. Marly, Luciennes, Bougival, Ruel die freundlichen Dörferchen und Landhäuser! Wir hatten uns an den Umgebungen noch nicht satt gesehen, und waren schon mitten zwischen den Rosenfeldern, die in der größten Uppigkeit sich vor unseren Augen ausbreiteten. Die Lebhaftigkeit der Straßen nahm zu, die Menge der Wagen vergrößerte sich, auch ein entferntes, dumpfes Geräusch ließ sich schon hören; da erblickten wir den bevölkerten Montmartre, das goldene Dach des Invalidendomes erglänzte im Sonnenschein und kaum noch merkbar in grauer Ferne erhoben sich die Umrisse von Notre-dame. Die stolzesten Avenuen nahmen uns auf, und an ihrem Ende stellte sich uns der Bonaparteische Triumphbogen d'Évile in den Weg. Wie er da steht das stolz angefangene Werk, in seinem Fundament einer Ewigkeit trohend, aber ohne die Wölbung, die das Ganze schloße, die sprechendste Hieroglyphe des menschlichen Schicksals. Dicht hinter ihm traten wir zu den Barrieren in den Umfang der Stadt und wandelten in den Gängen der Elbsäisichen Felder, an deren kaum bemerkbaren Ende wir einen Garten zu sehen glaubten: es waren die Gärten der Tuilleries. Alles was uns umgab, schmeichelte uns mit dem süßen Lächeln des Frühlings, oder es riß durch seine Größe zum Staunen, oder es blendete durch eine ungewohnte Pracht. Der Weg führte uns auf den Platz Louis XVI., den schönsten, den man sehen kann, vor kurzem Revolutionsplatz genannt. Die ganze Geschichte — und die Gegenwart! eine wie die andere riß mich auf ihre Seite hin. Ich wußte nicht, welcher von beiden ich angehöre. Da stand ich nun auf der Stätte, wo die Höllenmaschine aufgerichtet war, wo sie gefallen sind —

der König und die unendliche Reihe der Schlachtopfer — ein entsetzlicher Ort in einer entsetzlichen Zeit! Jetzt nicht die geringste Spur mehr von allem. Um und um die stolzen Paläste, die Gewänder des Frühlings und die Blüten der Jugend. Das Angesicht einer anderen Welt, die mit jener gar nicht zusammen zu hängen scheint. Nur der Strom fließt hier mitten hindurch, immer seine alte Bahn, geräuschlos, aber mit der Majestät einer höheren Weihe. Wie ein Bild der Ewigkeit erscheint er im Jahrhundert, die vor diesem war und nach diesem sein wird, die im Bleiben immer fließt und im Fließen immer bleibt. Er nimmt die Launen des Jahrhunderts mit sich fort, aber neu sind sie ihm nicht. So wie er an diesen Gräueltaten vorüberfloß, nahm er einst die Ströme der St. Barthelemy in sich auf, und so wie diese ihn färbten, mischte er vor zwei Jahrtausenden das Blut der Gallier und der Römer unter seine Fluten.

Während ich so auf den Gang der Verhältnisse hinter mich blickte, strömten die Herren und Damen in langen Zügen in die Gärten der Tuilleries, und die schönen Mädchen, Kinder der Jugend und der Freude, deren lieblichem Angesicht die Schreckenzeit der Eltern keinen Zug eingegraben. Ich eilte mit Christen in ein Speisehaus. Darauf schlossen wir uns an die Reihen der Fröhlichen an, um auch von der Gegenwart die Blumen, die sie uns anbot, anzunehmen. Es war ein himmlischer Nachmittag. Mir war als wären wir nicht im Schoße dieser Erde und doch fühlte ich eine große Lücke in dem Freudenkranz meines Glückes. Du warst es mein Engel! deren große Entfernung ich in keinem Augenblick so drückend empfunden, als gerade in diesem des schönen Vergnügens, das ich so gerne mit Dir geteilt hätte. Wann werde ich dieses Glückes mich erfreuen können? Lebwohl! Teure.“

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingslieder

Von Hans Wühr

Frühlingsgebet

Meine Seele ist ein Frühlingslied,
das Liedlein möcht' ich singen!
Meine Seele ist ein Frühlingslied. —
Herr, löß' meiner Seele die Schwingen!

Ich trag' einen Becher voll gold'nem Wein,
der Becher will überfließen — —
Herr, laß' mich ein Säng'ler sein,
sein Gold in Liedern ergießen!

Stolzenburg

Mein Kößlein tragt mit losem Zügel — —
mein Kößlein halt, und sieh doch, sieh:
im Blüten schmuck, am Maienhügel,
ein Bild wie Sanssouci.

Was lockt dich so in gold'ne Weiten?
Mein Kößlein, Kößlein bist du toll?
Kann hier nicht so vorüberreiten,
das Herz ist mir zu voll.

Und brech ein Reiß vom Kirschbaum,
und sag den Maiensegen dann — —
und Stolzenburg im Blüentraume
sieht mich verwundert an.

Der Sturm in der Lenznacht

Tat der Sturm in der Lenznacht einen lächen Schrei,
wie heißes Begehren und wildes Klagen — —
da war es mit Schlaf und Träumen vorbei,
und hab' die fiebernden Augen aufgeschlagen.

Da haben die Lenznachtssterne
mir die wilde brünstige Seele verbrannt,
und ich sah irgendwo in der Ferne
Sommer im Land.

Solitude

Heut' hatt' ich felt'nen Feiertag
und felt'nen Gast auf meinem Schlosse;
heut' kam von ungefähr, ganz schen und zag,
mein alter Weggenosse.

Frau Einsamkeit trat ein und schlich
herum durch Stub' und Nische,
und lächelste gar wunderlich
zu Liebchens Bild auf meinem Tische.

Und sah die Blumen Strauß an Strauß,
wie lichter Blütenregen — —
und sprach kein Wort und ging hinaus
und tät mich leise segnen.

Lenz

Außenwärts und innenwärts
öffne ich die Fenster,
treib' aus Stube und aus Herz
Staub und Nachtgespenster.

Feg' die Spinnenweben säuberlich
aus geheimsten Lädchen,
und ich glaube neu an dich
liebes, liebes Mädchen.

Bergson

Von Dr. Ernst Kallós

Die moderne Philosophie zu definieren, ist eine schwere Aufgabe, da sich ihre Bedeutung, ihre Stellung zu den Wissenschaften im Laufe der Zeit vollständig verändert hat. Sie, die ehemals als die Krone aller Wissenschaften betrachtet wurde, nimmt heute im Urteile vieler Gelehrten eine untergeordnete Stellung ein. Ein berühmter Präsident der „Académie des Sciences“, Emile Picard, hat das Urteil so mancher Gelehrten über die Philosophie folgendermaßen zusammengefaßt:

„Ich glaube, daß man unter den Gelehrten, die sich mit Naturwissenschaften befassen, kaum jemanden finden würde, der sich für Philosophie interessiert. Die Streitigkeiten der philosophischen Schulen jeder Zeit werden von denen, die beobachten und experimentieren, als unnützlich betrachtet. Der Gelehrte traut den spitzfindigen Kritikern nicht, welche nie zu tatsächlichen Entdeckungen führten. Die Philosophie behandelt zumeist Fragen, welche nicht zu beantworten sind.“

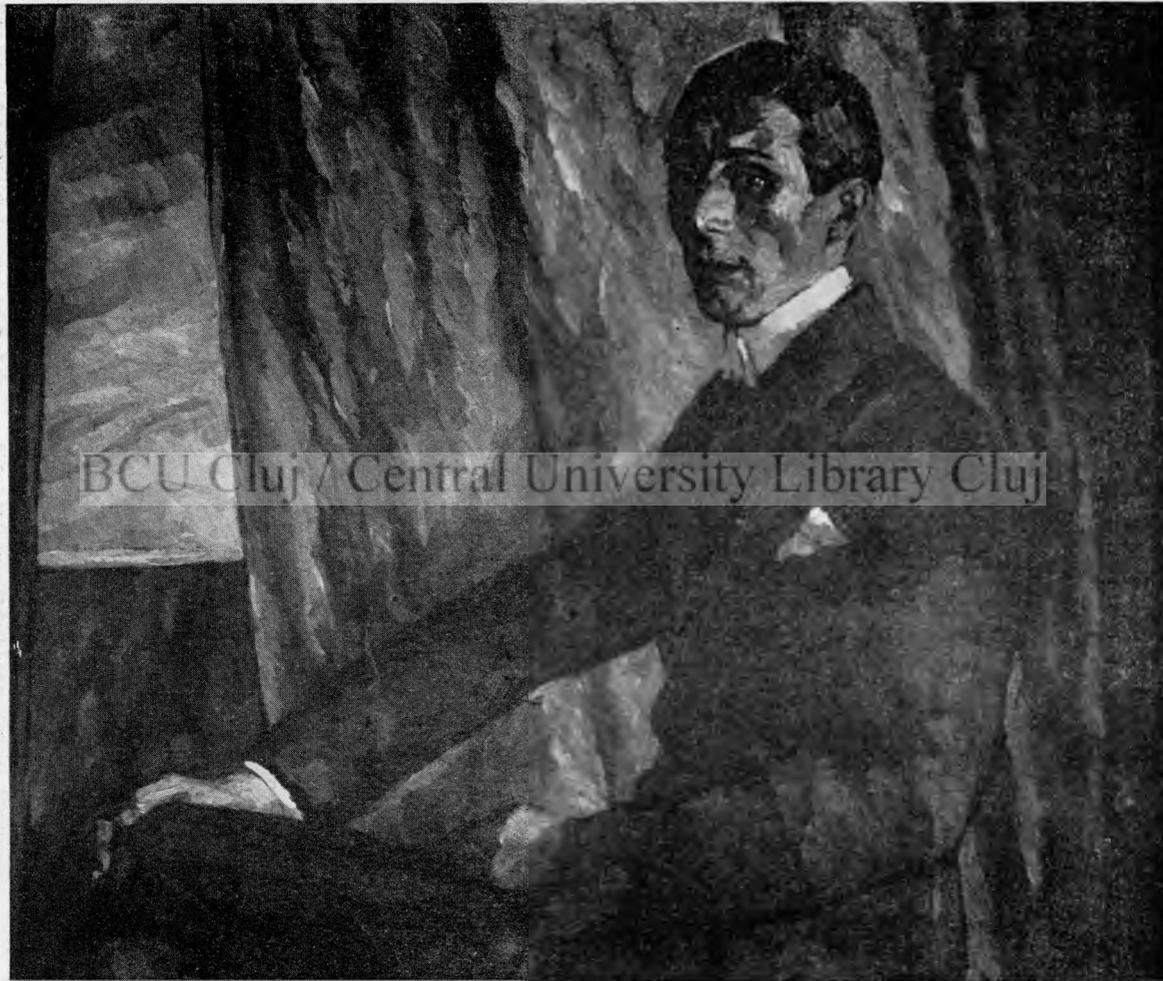
Selbst viele Philosophen sind zu dieser Überzeugung gelangt. Einer der berühmtesten unter ihnen, W. James, der Hauptvertreter des Pragmatismus, schreibt:

„Wenn man in eine Klasse eintritt, wo Philosophie gelehrt wird, so begegnet man einer von dem wirklichen Leben auf der Straße gänzlich verschiedenen Welt. Die beiden Welten stehen einander fremd gegenüber, so daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, an beide gleichzeitig zu denken. In der Welt, in welche sie der Lehrer einführt, ist alles einfach, klar, rein und herrlich. Hier ist nichts von den Widersprüchen des wahren Lebens bemerkbar. Diese Welt ist klassisch

aufgebaut: Die Prinzipien des Verstandes ziehen ihre Grenzlinien und die logische Notwendigkeit befestigt die verschiedenen Bestandteile. Wahrlich, das ist weniger die Beschreibung unserer Welt, als vielmehr ein klarer Plan, welchen wir ihr beilegen. Man erklärt nicht unsere Welt, man ersetzt diese Erklärung durch eine Sache, die davon vollständig verschieden ist.“

Selbst die Professoren, die Philosophie unterrichten, haben oft ähnliche Anschauungen. Binet hat seine Kollegen an der Pariser Universität befragt, welcher philosophischen Richtung oder Schule sie sich anschließen. Die meisten antworteten ausweichend, aus ihren Antworten läßt sich jedoch feststellen, daß die Mehrzahl Anhänger des Intuitionismus Bergsons und des Pragmatismus James' waren. Beide Systeme können zur Zeit als den Bedürfnissen unseres Zeitalters am besten entsprechend betrachtet werden. Gewisse Berührungspunkte dieser von einander ganz unabhängig entstandenen Richtungen, bekräftigten unsere Auffassung. Daher auch der große Einfluß, den sie auf das Leben unseres Zeitalters ausüben. Diesbezüglich ist besonders der Bergsonismus der Philosophie Hegels oder Schopenhauers gleich. Der Neokatholizismus ebenso wie der Syndikalismus — zwei ganz entgegengesetzte Richtungen — finden in Bergsons Philosophie ihre Prinzipien. Die Vorträge Bergsons am „Collège de France“ werden vom Publikum förmlich übersflutet.

Die Erkenntnis, die Ergründung dieser Philosophie fordert eine große Kraftanstrengung unseres Geistes. Man muß sich hinein fühlen, hineinleben, wie in ein Kunstwerk, damit sie in uns auch



Ernst Honigberger

Herrenbildnis.

diesen sechsten Sinn erweckt, welcher uns mit der Schöpfung, mit dem tiefsten Wesen des Weltgeschehens, in Verbindung bringt. Wunderbare Intuitionen leuchten in uns auf, wenn wir nach mühsamer Arbeit vom schwer erreichten Gipfel die Aussicht auf das werdende, entstehende genießen, wenn wir uns so unendlich hoch emporgeschwungen fühlen, daß sie uns eine reine, von den Bedürfnissen unseres alltäglichen Handelns nicht gefälschte Kenntnis, eine interessenlose Erkenntnis, ermöglicht, welche aber in unserer menschlichen Sprache kaum Ausdruck finden, höchstens in einem Kunstwerk verkörpert werden könnte. Jeder Zweifel verstummt, mit erneuerter Kraft bahnt sich ihren Weg die Gewißheit. „Certitude, Certitude. Joie. Sentiment. Paix. Joie, joie, joie.“ Dieser glückstrahlende Ruf Pascals in der Nacht seiner Offenbarung wird auch in uns laut. Die Frucht unserer mühsamen Arbeit ist eine mächtige „Umwertung aller Werte“, die sich in uns vollzieht. In dieser Umwertung ist aber nichts von Nietzsches Verachtung des Menschlichen, nichts von dem Stolz des Übermenschen. Wir werden Religionen, Mythen und alle ähnlichen Äußerungen des menschlichen Geistes nicht mit dem Hammer der Vernunft zerschmettern wollen, wir werden manche dieser höher schätzen als die leblosen Gedankenwelten, die unsere Vernunft aufgebaut hat.

Diese Umwertung ist besonders heute wichtig, wo sich die Probleme des Seins und Nichtseins mit elementarer Gewalt einem jeden aufdrängen, wo die Welt, von blutigen Träumen erwacht, die geistigen Grundlagen eines neuen Lebens, einer neuen Welt sucht. Die Welt benötigt neue Ideale, neue Wahrheiten, die alten sind teilweise überholt. Das alles überströmende Leben hat alle Schranken niedergeworfen und eine in ihren Illusionen getäuschte Menschheit

wird von unbewußten Instinkten in unvorhergesehene Richtungen geschleudert. Dieser gewaltige Schöpfungsprozeß, der sich vor unseren Augen vollzieht und welcher vielleicht auf den Trümmern der alten Welt eine neue zu schaffen im Begriff ist, verleiht auch der Philosophie der „Schöpferischen Entwicklung“ die höchste Aktualität, derjenigen Philosophie, deren Grundgedanke ist, daß ein jeder Moment des Lebens, des Weltgeschehens, etwas Originelles, etwas ganz Neues, Unvorhersehbares, Schöpferisches enthält. Brest-Litowsk oder Versailles versuchen vergeblich dieses alles überschäumende Leben in vernunftgeschaffene Schranken zu drängen, das Leben, der Lebensstrom duldet nicht die von der Vernunft geschaffenen Schranken, er zerschmettert sie und geht gar über sie hinweg. Es ist eben dieses Originelle, Schöpferische, Unvorhersehbare, welches das Vernunftmäßige immer widerlegt, überholt. Dieses schöpferische Leben, dessen Abwesenheit James in den angeführten Zeilen beklagt, fühlen wir in Bergsons Philosophie pulsieren.

Keine poetische Vision, kein philosophisches System oder wissenschaftliches Werk führte uns bisher so nahe zur Wirklichkeit. Niemand hatte bisher so klar die Irrtümer aller bisherigen Philosophien entdeckt. Montaignes Skeptizismus, Du Bois Raymonds Ignorabimus, Haeckels Welträtsel, Spencers Unknown, das „Cogito ergo sum“ von Descartes, Spinozas Substanzen, Kants Kategorien, Platons Ideen-Grundlagen des philosophischen Denkens über 20 Jahrhunderte hindurch, werden zu blutarmen, leblosen Geweben im Lichte der neuen Philosophie. Nur die Pragmatisten James, Croce und Cuxen werden sich auch in diesem Lichte behaupten können.

Dagegen werden alle die Richtungen, welche das Mathematische, das Natur-

wissenschaftliche auch auf das Problem der Philosophie ausbreiten, welche mit Hilfe des rationalen Denkens das Welträtsel lösen, in Bergson ihren größten Gegner finden. Er wendet sich vom Materialismus ab in einem Zeitalter, wo auch auf anderen Gebieten (besonders in der Literatur) der Materialismus seine Herrschaft einbüßt. Die Generation Taine's und Renan's konnte die Hoffnungen des Zeitalters nicht erfüllen. Die universelle Mathematik, von welcher diese Generation träumte, arbeitete nur mit dem Leichnam der Natur. Je mehr sie sich mit ihrer naturwissenschaftlichen Methode vom leblosen Stoffe zum Lebenden näherten, um so mehr zeigte sich ihre Wissenschaft ohnmächtig und um so lauter wurde von anderer Seite die Unzulänglichkeit dieser Methode betont. Der Bergsonismus ist der mächtigste und zweifellos der wirkungsvollste Versuch, die Philosophie von der Alleinherrschaft der Formen des naturwissenschaftlichen Denkens zu befreien. Er hat diese Tendenz der modernen französischen Philosophie, welche schon vor ihm von einem Ravaisson, Renouvier, Lechelier, Liard vertreten wurde, in einer durchaus originellen, vielfach überraschenden Weise zum Durchbruch gebracht.

Die grundlegenden Werke Bergsons sind: „Essai sur les données immédiates de la conscience“, *Matière et mémoire*“, „L'évolution créatrice“¹⁾ und das vor kurzem erschienene „Énergie spirituelle“.

Nun wollen wir versuchen, den Gedankengang dieser Werke zusammenzufassen. Sie werden gewiß genügen, um manche Denker zum Studium dieser revelatorischen Philosophie anzuregen — und das will ja eben der Zweck dieser Arbeit sein.

¹⁾ Sämtliche Werke auch ins Deutsche überseht.

Empirismus und Kritizismus behaupten, daß wir die Außenwelt mittels gewisser, nach Kant apriori, Formen betrachten. Bergson stellt sich umgekehrt die Frage: ob unsere innere Welt, welche wir unmittelbar zu ergreifen glauben, eigentlich nicht auch mittels gewisser Formen erfaßt werden könne.

Wir erfassen unser tief inneres Ich nicht rein, an sich, sondern wenn wir darüber nachdenken, so ist es schon durch unser gewohnheitsmäßiges, dem alltäglichen Leben dienendes Denken gefärbt und gefälscht. So oft wir auf die inneren Zustände die Kategorien der Größe anwenden (Psychophysik), so oft wir die Mannigfaltigkeit unseres inneren Wesens als ein Nebeneinander von Zuständen auffassen, wie etwa ein Nebeneinander der Gegenstände im Raume, so setzen wir an die Stelle unseres tief inneren Ichs, an die Stelle des „moi fundamental“, welches rein qualitativ ist, dessen Zustände einander durchdringen, dessen Wesen „durée pure“, „reine Dauer“ ist, — ein in den Raum projiziertes Ich, welches unser Verstand so behandelt, wie die Gegenstände, wie die leblose Materie, welche sich je nach den Bedürfnissen des praktischen Lebens zerlegen, zerstückeln und wieder zusammensetzen läßt. Die stoffliche Außenwelt stellt immer nur eine Simultaneität, ein Nebeneinander des Räumlichen dar, die innere Welt dagegen ein Durchdringen der aufeinander folgenden Erlebnisse, wo in jedem Moment die ganze Vergangenheit enthalten ist. Diese Erlebnisse, welche einander durchdringen, ohne von einander unterschieden werden zu können, bilden das Ich, das „durée pure“, das etwas rein Zeitliches ist. Dieses rein zeitliche Verhältnis projizieren wir in die Außenwelt, das Nebeneinander der Außenwelt in die innere Welt und so gelangen wir durch Verwechslung der reinen Zeit,

welche ein Durchdringen physischer Erscheinungen ist und des reinen Raumes, welcher ein Nebeneinander darstellt zu einem Ich, dessen Zustände zwar aufeinanderfolgen, jedoch von einander unterschieden werden können, wie die Gegenstände im Raume, einander nicht mehr durchdringen, ein Ich, das sich von unserem rationalen Denken behandeln läßt, wie ein Gegenstand im Raume. Dadurch, daß das rationale Denken eine im steten Kontakte mit dem leblosen Stoffe erworbene Formen auf die innere Welt, auf unser Ich, anwendet, entsteht diejenige innere Welt, welche unsere Psychologie behandelt und in welcher sie Gesetze feststellt, an welcher die Psychophysik Messungen vornimmt und welche die Grundlage des Determinismus bildet. Es gibt also zweierlei verschiedene Ich, dessen eines die Projektion des anderen, seine räumliche, soziale Vorstellung ist. Diese Unterscheidung ist vor allem für die Stellung Bergsons zur Freiheitslehre wichtig. Freiheit bedeutet nicht die freie Wahl zwischen verschiedenen Motiven. Wie ließen sich denn diese Motive in dem tief inneren Ich, welche eine einheitliche ununterbrochene, zusammenhängende Mannigfaltigkeit ist, feststellen? Wenn die Deterministen oder die Indeterministen von Willen sprechen, so denken sie immer an dieses zweite Ich, das in die Außenwelt ergossen ist, das unser von Betrachtung der Außenwelt infizierte rationale Denken schuf. In dem „moi fondamental“ gibt es keine Zustände, keine „Motive“. Es ist auch nicht notwendig, mehrere Bewußtseinszustände zu assoziieren, um zur Persönlichkeit zu gelangen: sie ist ganz in jedem einzelnen enthalten, man muß nur den betreffenden auswählen können. Und der äußere Ausdruck dieses inneren Erlebnisses wird die freie Tat sein, nachdem einzig und allein unser tief inneres Ich ihre Ent-

stehung verursachte; es ist der Urheber dieser Tat und eben deshalb wird es das ganze Ich zum Ausdruck bringen. Die Freiheit wird insolgedessen Stufen zulassen. Je mehr sich eine Tat an die dynamische Reihe knüpft, welche unser „moi fondamental“ bildet, je weniger sie von der oberen erstarrten Kruste dieses Ichs — von der Gesamtheit unserer Gewohnheiten und Ideen, welche mit unserem inneren Wesen nichts zu tun haben, da sie uns durch Tradition, Erziehung zugekommen sind — beeinflusst wird, um so freier ist sie. Eine freie Tat fordert Vertiefung in sein tief inneres Wesen. Das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Vollbringer ist so wie das des Künstlers zu seinem Kunstwerke. Diese Auffassung des Ichs, des „moi fondamental“, und folglich auch die Theorie des freien Willens ist keine wissenschaftliche Theorie, vielmehr eine unmittelbare Intuition, ein Erfolg der unmittelbaren interessentlosen Betrachtung der Welt. Nur diese unmittelbare Erfassung der Dinge, nur die Intuition kann philosophische Probleme lösen. Alle Schwierigkeiten, mit welchen die Metaphysik kämpft, die Widersprüche, welche sie hervorruft, ihr Zerfallen in verschiedene Schulen, die Gegensätze zwischen den verschiedenen Systemen, alle rühren daher, daß wir auf die interessentlose Erkenntnis der Wirklichkeit diejenigen Formen unseres rationalen Denkens anwenden, mit welchen wir die Probleme unseres alltäglichen praktischen Lebens lösen. Die Aufgabe des rationalen Denkens ist nicht die Lösung philosophischer Probleme, nicht die Spekulation, das rationale Denken ist vielmehr unfähig, die Realität zu erkennen.

Zurück zu den Angaben der Intuition! Sie muß uns durch Analyse der Tatsachen und Vergleich der Lehren zurückführen zu den Forderungen des

gesunden Menschenverstandes. So unwissenschaftlich wie die Theorie des Ichs, das heißt durch Anwendung der experimentellen oder wissenschaftlichen Methoden unlösbar, ist auch das Verhältnis dieses Ichs zu dem Körper, an welchem es gefesselt ist. Die Erfahrung zeigt uns, daß das Ich oder das Leben der Seele, das Bewußtsein an das Leben des Körpers gefesselt ist, daß zwischen beiden ein gewisser Zusammenhang besteht, — mehr aber zeigt sie uns nicht. Das heißt aber noch nicht, daß der geistige Zustand dem Zustande des Gehirnes entspreche, mit diesem äquivalent sei, daß man vom Gehirn alles ablesen könne, was im Bewußtsein vorgeht. Ein Kleidungsstück ist auch im Zusammenhang mit dem Nagel, an welchem es hängt; es fällt herunter, wenn der Nagel es nicht hält, es bewegt sich, wenn der Nagel bewegt wird — niemand würde es aber wagen, vom Nagel auf das Kleidungsstück zu schließen. So ist auch das Bewußtsein zwar an das Gehirn gefesselt, daraus folgt aber nicht, daß der Gehirnzustand dem Bewußtseinszustand entspreche, auch nicht daß das Bewußtsein eine Funktion des Gehirnes sei. Die Erfahrung zeigt uns bloß, daß ein gewisses Verhältnis zwischen beiden besteht. Die Intuition aber führt Bergson zu dem Resultate, daß ein menschliches Bewußtsein viel mehr enthält, als der entsprechende Gehirnzustand, daß das Ich, die Seele, das körperliche Leben überragt. Vom unendlichen Reichtum unseres inneren Daseins enthält der Gehirnzustand nur das, was in der Bewegung des Körpers ausdrückbar ist. Der Mensch ist vor allem homo faber, sein Denken ist in der Richtung der Handlung orientiert und wenn der Gedanke auch nicht in der Handlung endet, so entwirft er eine oder einige mögliche Handlungen. Diese Handlungen, welche die vereinfachte Projektion

des Gedankens in den Raum sind, diese gelangen vom Gedanken in den Gehirnzustand. Was sich im Gehirn abspielt, das steht zu dem gesamten bewußten Leben in einem Verhältnis wie die Bewegungen des Dirigentenstabes zur Symphonie. Wie die Symphonie von allen Seiten die Bewegungen, welche sie standieren, überströmt, so überströmt das geistige Leben das Leben des Gehirnes. Aber da das Gehirn aus dem Geistesleben alles herauszieht, was darin in Bewegung abspielbar ist, weil es fortwährend die Anpassung des Geistes an die Lebensverhältnisse sichert, hält es auch die Verbindung des Geistes mit der Wirklichkeit aufrecht. Das Gehirn ist kein Organ des Denkens oder des Fühlens, aber es verursacht, daß Gefühle und Gedanken mit dem wirklichen Leben in Zusammenhang treten oder bleiben, und sichern die Handlungsfähigkeit des Menschen. Das Gehirn ist das Organ der Aufmerksamkeit auf das Leben. So oft eine Beschädigung, eine Krankheit des Gehirns eintritt, wird durch sie die Verbindung des Menschen mit seiner Umgebung gestört oder unterbrochen. Das Gehirn häuft nicht die Erinnerungen auf, wie es sich die materialistische Psychologie vorstellt, um sich gegebenenfalls ihrer bedienen zu können. „Wo“ sind also die Erinnerungen? Hier ist die Fragestellung unrichtig, der Begriff des Ortes läßt sich auf diese Bewußtseins Tatsache nicht anwenden. Unsere ganze Vergangenheit bleibt unbewußt aufbewahrt — sie bildet eben unser inneres Leben, eine Realität, wie unser körperliches Dasein, eine ununterbrochene dynamische Reihe, aus welcher das Gehirn nur das herauswählt, was es für die gegenwärtige Handlung verwenden kann. Zwischen Materie und Geist ist eben dies der Hauptunterschied: die Materie ist ohne Erinnerung, sie hat keine Vergangenheit, denn das wahre Geschehen, das zeitliche Sineinander ist

nur möglich durch Erinnerung. Die Materie ist ewig nur Gegenwart: für den Körper in seiner augenblicklichen Lage ist der Ort, an dem er sich früher befunden hat, gerade so gleichgültig und unwirklich wie der Ort, den er später einnehmen wird. Nicht so das geistige Leben, das einer unmittelbaren Betrachtung als bewegliche Kontinuität erscheint, wo alles aufbewahrt ist. In jedem unserer Augenblicke ist unsere ganze Vergangenheit enthalten und noch etwas ganz Neues, aus dem Vorhergehenden nicht Ableitbares, etwas Schöpferisches, Unvorhersehbares. Dieses schöpferische Element jedes geistigen Daseins ist ein Teilchen der schöpferischen Entwicklung des Weltalls.

Die Ergründung des Ichs, die Lösung des Persönlichkeitsproblems gibt auch den Schlüssel zur Lösung des Welt-, des Entwicklungsproblems. Die Selbsterkenntnis führt uns zur Erkenntnis der Welt, die wir nach Analogie unseres Daseins auffassen müssen. Ihrem Wesen nach besteht sie aus einem geistigen Prinzip, aus dem „Lebensschwung“ (élan vital), welcher die Materie durchdringt und in ihre durch physische Gesetze bedingte Notwendigkeit eine um so größere Unbestimmtheit einschaltet. Je mehr wir in der Reihe der Lebewesen vorwärtsschreiten, um so mehr wird die physische Notwendigkeit durch Wahl, durch eine Vielheit von Möglichkeiten vertreten. Den Höhepunkt erreicht diese „schöpferische Entwicklung“ im freien Willen des Menschen. Zwischen diesem, die Materie durchdringenden geistigen Prinzip und der Materie entsteht im Laufe der Entwicklung ein Kompromiß. Solch einen Kompromiß stellt der menschliche Verstand und überhaupt das rationale Denken dar. Deshalb hat das rationale Denken die Formen der leblosen Materie angenom-

men und deshalb fühlt es sich in der Geometrie zu Hause.

Nicht mit ihrer Hilfe, sondern mit Hilfe der Intuition lösen wir philosophische Probleme. Die Intuition ist dieser Lebensstrom, der „élan vital“ selbst, dessen man sich in Momenten der Vertiefung bewußt werden kann und der uns über das Leben Aufschlüsse gibt. Die durch das rationale Denken aufgehäuften Tatsachen, Daten der Wissenschaften werden dadurch nicht überflüssig. Der lebende Zusammenhang dieser Daten kann aber nur intuitiv erfaßt werden. Die Intuition ist eine intellektuelle Sympathie, mit welcher wir uns in die schöpferische Entwicklung, in die Bewegung hineinsetzen, sie miterleben, uns hineinfühlen. Dies wird aber nur Künstlernaturen gegeben sein, so daß bei Bergson eigentlich der Künstler der größte Philosoph ist.

Die intuitive Philosophie kann nicht an einem Tage erschaffen werden. Sie fordert die Kraftanstrengung vieler Generationen, sie ist das kollektive Werk aller Philosophen. Bergson erwartet nicht logische Schemen von der Philosophie. Die Metaphysik setzt nicht die Arbeit der Wissenschaft fort, sie muß zur Realität zurückkehren, von welcher die Wissenschaft sich entfernt. Die Wirklichkeit ist kein intellektuelles System und infolgedessen kann auch die Metaphysik nicht die Ausbildung eines Systems bezwecken, sie ist vielmehr die intuitive Betrachtung der Welt. Der Philosoph muß sich in die unmittelbare, interessenlose Betrachtung der Wirklichkeit vertiefen, wie der Künstler. Der „Esprit gaulois“, welcher bisher auf philosophischem und literarischem Gebiete in einem starken Rationalismus zum Ausdruck gelangte, verläßt mit Bergson diese traditionelle Bahn und wendet sich der Intuition zu. Sie erweckt zu neuem Leben im Zeitalter der positiven Wissenschaften die Metaphysik.

Drei Sekunden.

Von Ernst Jekelius sen.

Wenn Lori Lamberger, die kaum neunzehnjährige Soubrette, die aber kraft ihrer schönen Stimme, ihrer reizenden Erscheinung und ihres ungewöhnlichen Talentes schon erste Rollen auf der Hermannstädter Bühne spielte, an so einem grauen, kalten Novembervormittag fröstelnd in der dunkeln Kulisse stand und ihre Pelzboa um die runden Schultern zog, dann fiel ihr Blick immer zuerst in das Orchester, knapp neben dem Dirigentenpult, wo der ebenso junge Geiger Georg Rehner saß und mit seinen großen blauen Rinderaugen zu ihr emporstarrte. Zwei Neunzehnjährige — aber aus ganz verschiedenen Welten. Lori war das Kind einer Theaterfamilie, die schon seit undenklichen Zeiten eine Wanderbühne in Niederösterreich betrieb. Seit sie denken konnte, fand sie sich immer zwischen ärmlichen Kulissen und ihre erstaunliche Routine kam nicht zum wenigsten daher, daß sie dem „vielköpfigen Ungeheuer“ Publikum schon als Vierjährige mit unbewußter Furchtlosigkeit in die Augen geblickt hatte. Während aber ihre Eltern und zahlreichen Geschwister auch heute noch zwischen Klein-Schwechat, Grammatneustedel usw. ihre wenig bedeutenden Künste zeigten, hatte ein alter reicher Mäcen — nicht ganz ohne Gegenwert — die kleine blondlockige Lori für die Operette ausbilden lassen. Es läßt sich denken, daß ihr auf diesem vielfach verschlingelten Weg der Schmetterlingsstaub gründlich abgestreift worden war. Sittliche Erwägungen, Illusionen, sogenannte Vorurteile hatte sie sich schon zu einer Zeit abgewöhnt, wo unsere Töchter noch im wohlgeschützten Gehege von Familie und Schule vor dem schlimmsten Schmutz des Lebens bewahrt waren. Aber wie sich das mitunter trifft: trotz

des nichtsnutzigen Milieus, trotz leichten Sinnes, heißen Blutes und reichlicher Gelegenheit hatte etwas im innersten Kern ihres Wesens sie vor dem Untergang behütet. Vielleicht — wer kann es sagen? — war es auch nur der brennende Künstlerehrgeiz hinauf, ganz hinaufzukommen, der sie in (gewissen!) Schranken hielt und ihr wirklich entzückendes Persönchen bei aller, tiefwurzelnder Freude am Lebensgenuß nicht im Schlamme verkommen ließ. Umschwärmt wurde sie natürlich schon seit ihrem 12. Jahr und es kann nicht verschwiegen werden, daß sie sich auf dem Gebiete der Liebe fast ebensolche Routine erworben hatte, wie auf der Bühne. Um so unbeholfener in diesem Bezuge war dieser Geiger, ein strammer Bauernsohn, der aus dem Seminar ausgesprungen war, um seiner leidenschaftlich geliebten Kunst zu leben und dem dieser süße Kobold, die kleine Lori, einfach den Verstand genommen hatte. Und diese Liebe, die er kaum sich selbst einzugestehen wagte, beglückte und erschreckte ihn zugleich, weil neben dem unfäglichen Reiz, den sie auf ihn ausübte und den er mit Begier einsog, ihn das dunkle Gefühl peinigte, daß das unter keinen Umständen ein gutes Ende nehmen konnte. Zwar war er so weltfremd und in seiner verschlossenen Schwerblütigkeit himmelweit von der richtigen Einschätzung dieses vogelfreien Kindes der Boheme, daß ihm gar nicht zum Bewußtsein kam, wie wenig sie, vorausgesetzt, daß sie überhaupt für ihn zu haben war, in seinen Gesichts- und Gefühlskreis passen mochte. Er war ja eine einfache, geradlinige Natur, hatte die jahrhundertealte Überlieferung im Blute, daß Mann und Weib ein Körper und eine Seele sein sollten und wenn er auch

in seiner Unschuld von Loris Vergangenheit und Gegenwart keine deutliche Vorstellung haben konnte, so spürte er doch dunkel, daß eine Vereinigung zwischen ihnen nicht jene idyllische, innige Zusammengehörigkeit zur Voraussetzung haben konnte, die er in seinen Knaben träumen ersehnte. Aber er war so tief in seinem Leidenschaftstaukel verstrickt, daß ihm alle diese — wenn man es überhaupt so heißen kann: Erwägungen wie in einem dichten Nebel durcheinander schwammen, während ihm in seinen einsamsten Stunden nur das klar war, daß er dies lebensprühende Weib mit allen Fasern seiner Seele und Sinne beehrte. Aus allen Himmeln aber fühlte er sich gestürzt, wenn er ganz zaghaft daran ging, irgendwelche praktische Folgerungen zu ziehen: so klein, so jämmerlich klein und unwürdig kam er sich in seiner ihm wohl bewußten plumpen Schwerfälligkeit neben dieser leichtbeschwingten, von allen Lichtern der Anmut umstrahlten Elfe vor, daß ihm gleich aller Mut zu sinken begann, wenn er in ihrer Nähe war. Die Kehle war ihm dann wie zugeschnürt und er hätte beim besten Willen kein Wort der Annäherung herausbringen können: Bloß seine Augen sprachen dann und Lori, die Vielbegehrte, die mit den Leidenschaften der Männer von Kindheit an Vertraute, hatte das prickelnde Gefühl von diesem großen, schönen, blonden Jungen in einer Weise vergöttert zu werden, die für sie schmeichelhafter war, als die kahlen Huldigungen der Kavaliere, die sie umschwärmten. Für Lori hatte diese ganze Affäre den raffinierten Reiz, innerlich unbeteiligt, zuzusehen, wie sich einer immer tiefer in ihren Zauber versing, während sie selbst kühlen Kopf und beherrschte Sinne behielt. Man ginge aber völlig fehl, wollte man ihr die Börsartigkeit und Herzenstälte jener Ketten zuschreiben, die sich die Maxime

zurechtgelegt haben: Mögen sie leiden, wenn nur ich mein Vergnügen dabei habe. Nein, sie, die von jeher in einer Umwelt lebte, in der man — Männlein wie Weiblein — das tiefste Mysterium des Daseins zu einem amüsanten Gesellschaftsspiel undeutete, wäre sehr erstaunt gewesen, wenn sie den Tumult in Georgs Seele hätte ahnen können. Sie dachte bloß: „Der ist närrisch verliebt in mich und traut sich nicht heran!“ Und grausam — nein, das war sie wirklich nicht! Es wäre ihr wahrlich nicht darauf angekommen, die Leiden eines solchen hübschen Jungen durch Gewährung eines Schäferstündchens in das hellste Glück zu verwandeln. Was nachher käme — nichts lag diesem Augenblickskinde ferner, dem außer seiner Kunst oder dem, was sie mit diesem hochtrabenden Titel zu nennen beliebte, nichts so wichtig war, daß es nicht wie ein Filmbild durch den nächsten Eindruck, der sich einstellte, verlöscht worden wäre.

Und ohne daß noch ein Wort zwischen ihnen gesprochen worden wäre, spannten sich schon seine, unverbindliche Fäden von ihr zu ihm. Jedesmal wenn sie die Bühne betrat, sandte sie ihm einen ihrer verschleierte Blicke zu, deren Wirkung sie schon so oft erprobt hatte, und prüfte den Eindruck. Sie sah seine Augen selig ausblitzen, sah seine tolle Eifersucht, wenn ihr Blumen gereicht wurden oder gar, wenn sie mit dem Gesangskomiker einen jener modernen, von schwüler Sinnlichkeit erfüllten Tänze vollführte, die ihren schlanken, geschmeidigen Körper ganz der Willkür des Partners überantwortete, sah seine hemmungslose Hingabe, seine unstillbare Sehnsucht, sein brennendes Begehren.

Eines Abends spielte sie die Hlona in „Zigeunerliebe“. Sie lehnte in dem kurzen knappen Kostüm der ungarischen Baronin an einer der rückwärtigen

Kulissen und Georg, der hinter der Szene das Geigenpiel des Zigeuners Josi zu bringen hatte, stand in dem gegenüberliegenden Kulissengang. Er sah, noch unbeschäftigt und auf sein Stichwort wartend, wie im Traume zu ihr hinüber, sah die schwarzen, hohen Stiefelchen mit den goldenen Quasten, die an den schlanken Beinen prall sitzenden roten Strümpfe, die weißen, nackten Arme und den heißen Blick, den sie ihm aus den flackernden, hellbraunen Augen herübersandte. Als er dann den Bogen ansetzte und die schmelzende Zigeunerweise in die Mondlandschaft der Bühne hinaus sandte, verschwand sie drüben plötzlich und stand kurz darauf neben ihm. Als er dann abgesetzt hatte und sich mit dem Taschentuch, das er zwischen Geige und Kinn gehalten, den Schweiß von der Stirne trocknete, sagte sie ganz leise, mit einem mütterlichen Ton und in ihrer lieben wienerisch gefärbten Weise: „Das haben's sehr schön gespielt, Herr Rehner. Waren's auf dem Konservatorium?“ Auf dem Konservatorium! Er atmete tief auf — sie wußte seinen Namen! — und wandte sich dann mit einer Art von Verbeugung zu ihr: „O nein! Ich habe eigentlich nur von mir selbst gelernt!“ Sie sah ihm staunend in die Augen: „Dann müßens aber riesig viel Talent haben!“ Da wurde sie abgerufen. Sie reichte ihm mit einer anmutigen Bewegung die Hand und eilte davon. Der herzhafte Druck ihrer schmalen, aber kräftigen Rechten, das Köpfchen ein wenig gegen die linke Schulter geneigt, ein süßer Blick aus feuchtglänzenden Augen — es währte kaum mehr als drei Sekunden, aber Georg wußte nichts in seinem Leben, das ihn so glücklich und stolz gemacht hätte. Er stand noch eine ganze Weile wie entgeistert und blickte in die Richtung, wo sie eben seinen Augen entschwunden war.

Lori schlängelte sich flink zwischen den Versatzstücken bis zur steilen Holztreppe, die zu ihrer Garderobe führte. Da stand breitbeinig und schmunzelnd der Tenorist im Kostüm des Jonel und während von der Bühne her Gesang ertönte, fing er die rasch heranstürmende, unbekümmert um den Feuerwehrmann daneben, gelassen auf, schloß sie in seine Arme, hob ihr Köpfchen und küßte das Mädels auf den frischen, vollen Mund. Eine kurze Weile hielt sie still, dann riß sie sich los und während sie an ihm vorbei hinauflief, meinte sie noch atemlos: „Bist du aber heut' schlimm, Marel, wenn deine Frau das wüßt!“ Er dehnt sich gemächlich, schaut ihr nach: „Wirst plauschen?“ Da dreht sie sich noch auf der Treppe um, reckt ihm die Zunge und weg ist sie.

Georg aber erlebte am selben Abend noch etwas, das ihm eine sehr günstige Vorbedeutung zu haben schien. Als er nach der Vorstellung nochmals auf die Bühne ging, um sein seidenes Taschentuch, das er dort vergessen hatte, zu holen — das war alles vor dem Krieg, als man noch Dinge, die man wo liegen hatte lassen, hinterher wieder zu finden hoffen durfte —, erblickte er auf der Treppe zum Podium einen langen Rehlederhandschuh Loris, den rechten, also just den, durch den er kurz zuvor den Händedruck gespürt hatte. Sie mochte ihn wohl achtlos aus dem Paletot verloren haben. Er wollte ihn natürlich zurückerstatten, aber nicht gleich und schon überlegte er sich im stillen, wann und wo und mit welchen Worten er ihr den Handschuh überreichen würde. Einßweilen versenkte er ihn in der inneren Rocktasche, zunächst dem Herzen.

Lori vergnügte sich selbst Abends nach der Vorstellung mit einigen Kolleginnen und Cavalieren im Papageienzimmer des Unikums, wo man an dem

langen, schmalen Tisch hinter den schweren weinroten Portieren bei Champagner und Zigeunermusik die Nacht genoß. Und um 3 Uhr führte Lori Graf Madar, ein schlanker, schwarzer Husarenleutnant, im Schlitten in seine Wohnung nach Neppendorf. Während sich Georg auf seinem Lager — der Handschuh ruhte unter dem Polster — schlaflos, aber selig umherwarf, fuhr Lori mit ihrem Ritter, den sie übrigens nur am selben Abend kennen gelernt hatte, in die dunkle Winternacht hinaus und den anderen Handschuh hatte Madar — er war ein Wigbold! — um den Hals der Kognakflasche gewunden, die er zur Stärkung mitgenommen hatte. Erst in der Dämmerung des nächsten Tages verließ Lori die Wohnung Madars. Sie hätte sich, trotz des Champagners und obwohl ihr der schneidige Reiteroffizier sehr gut gefiel, doch wohl kaum zu diesem raschen Abenteuer entschlossen, aber nächste Woche sollte ihr Benefiz sein und sie war überzeugt, daß ihr der reiche Lebemann an diesem Abend den schönsten Blumenkorb, der zu haben war, werde überreichen lassen, wenn sie recht nett zu ihm sein wollte. Sie genoß schon im vorhinein den Neid der Kolleginnen und wenn sie sich die süßsaure Miene vorstellte, mit der ihr Rosa Bontee, ihre besondere Rivalin, dazu gratulieren würde, wäre sie zu jedem Opfer bereit gewesen. Und war das überhaupt ein Opfer: echten Champagner trinken, eine flotte Schlittensfahrt unternehmen und zu einem hübschen Grafen „nett“ sein? Aber es kam gar nicht zu dem Benefiz. Als Lori vom Schlitten vor ihrer Wohnung abgesetzt worden war, fand sie zu Hause eine Depesche ihres Wiener Agenten, der ihr das heißersehnte Engagement nach Graz ankündigte, aber sofortiges Eintreffen zur Bedingung machte. Sie überlegte keinen Augenblick, ließ Kon-

trakt, Direktor und die „Hermannstädter“ — „ein entzückendes Publikum!“ hatte sie stets mit ihrem schönsten Augenaufschlag versichert — im Stich und fuhr mit dem Nachtzug nach Graz ab.

* * *

Fünf Jahre sind vergangen. Der Tenorist, der schon damals mit seiner Stimme am Ende war, ist Versicherungsagent in Prag und er hat während seiner langen Bühnenkarriere sovielen Mädels hinter den Kulissen geküßt, daß ihm jene Episode und was vorher geschehen sein mochte, völlig aus dem Gedächtnis geschwunden war. Lori ist seither „eine Nummer“ geworden, erste Soubrette an einem Wiener Operettentheater. Auch sie hat das „Gipsuß“ mit dem ehemaligen Kollegen, das „Pantfcherl“ mit dem Husaren und die schüchternen Anbetung des Musikanten vergessen, nein doch, nicht völlig vergessen, aber es schwimmt mit vielem anderen in dem weltweiten Ozean vergangener Geschehnisse, nur in seltenen Momenten ähnlicher Situationen etwas deutlicher aufblitzend. Von Madar, der jetzt als Rittmeister in Debreczin lebt, ist schon gar nicht zu verlangen, daß jene Winternacht in dem Taubenhaus seiner wirr durcheinander flatternden Erinnerungen eine dauernde Stelle einnehmen sollte. Er setzt als Vogelsteller von Beruf sein genußfrohes Leben im Hotel Bika weiter fort und wüßte wirklich nicht zu sagen, ob jene Mizzi oder Mali in — wie hieß nur das Nest bei Hermannstadt — schwarz oder blond, dumm oder klug, kalt oder heiß gewesen sei. Jene fünfzehn Stunden, als der blühende Körper des Mädels sich ihm schrankenlos gegeben, als er mit ihr die Scala der Seligkeiten bis zum Gipfel durchlaufen hatte, waren längst von anderen heißen Stunden übertönt und in das Meer der Vergessenheit versenkt worden.

Georg hat die Kunst aufgeben müssen.

Als sein Vater plötzlich starb, rief ihn die Pflicht gegen Mutter und kleine Geschwister in sein entlegenes Heimatdorf zurück. Aber er blieb auch hinter dem Pflug der langsame, verschlossene, weltfremde Träumer, der freilich weder die flüchtige Szene vor Loris Garderobe noch ihre dörfliche Orgie jemals ahnte. Und an dunkeln, kalten Winterabenden zieht er sich mitunter in seine Dachstube zurück, zündet die Lampe an und nimmt seine geliebte Geige aus ihrem Kasten. Dann spielt er aus dem Gedächtnis jene schluchzende Zigeunerweise und zum Schluß zieht er den Handschuh Loris aus seinem Versteck, küßt jedes Fingerchen, am heißesten

den Saum, der einst den rosigen, den entzückendsten Ellbogen der Welt geschauert hatte. Er hört den hellen, einschmeichelnden Sopran: „Da müßens aber riesig viel Talent haben!“ Dann sieht er auf seine rote, breite Hand, die einstmal durch die dünne Rehleder den süßesten Händedruck seines Lebens empfangen hatte. Er sieht das geneigte Köpfchen, sieht mit geschlossenen Augen den lieblichen Blick aus feuchtglänzenden Braunaugen. Drei Sekunden waren das höchste Glück seines Lebens, das er bis zum letzten Atemzug nicht vergessen wird — „ein rätselhaft geborener und kaum begrüßt verlorener, unwiederholter Augenblick!“

Politik und Volkswirtschaft

.....

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Bukarest, am 5. April 1921.

Während diese Zeilen geschrieben werden, ist Erzönig Karl noch auf ungarischem Boden. Aber es steht außer Zweifel, daß der versuchte Staatsstreich völlig mißlingen wird. Die politische Lage war weder in Ungarn selbst, noch in den Beziehungen dieses Staates zum Auslande reif für die Wiedereinnahme des ungarischen Thrones durch Karl von Habsburg. Um das Experiment schon jetzt mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg versuchen zu können, hätte es einer machtvollen, suggestiven Persönlichkeit bedurft, die vielleicht in der Lage gewesen wäre, Ungarns Bevölkerung auf den ersten Schlag mit sich zu reißen. Eine solche Persönlichkeit ist Karl von Habsburg aber nicht. Das konnte wohl einem Napoleon gelingen, der von Elba nach Frankreich zurückkehrte. Dazu kommt noch, daß auch unter den königstreuen magyarischen Politikern scheinbar niemand war, der den

Glanz und vor allem die hinreißende Energie seiner Persönlichkeit der Aktion Karls hätte leihen können. Wenn die Nachrichten wahr sind, so ist Graf Julius Andrássy an der Spitze der Anhänger des Staatsstreiches gestanden. Das war eine schlechte Wahl. Denn gerade er ist alles andere, nur nicht ein Mann des raschen und entschiedenen Handelns. Der ungarische Schriftsteller Ignotus, ein politischer Freund Andrássys, hat vor Jahren den treffenden Ausspruch über ihn getan: „csak páholyból nézi a politikát“ (er sieht die Politik nur aus der Loge). Das ist buchstäblich wahr. Es kann bewiesen werden mit der ganzen Entwicklung der ungarischen Politik in den letzten Jahrzehnten. Wenn ein Mann seiner ganzen Art nach die Berufung dazu gehabt hätte, Träger des Gedankens des Staatsstreiches für Karl von Habsburg zu sein, so wäre das Graf Stefan Tisa gewesen. Der besaß Mut, Energie und faszinierende Kraft für

eine derartige Tat. Aber Siza lebt nicht mehr und so war der Versuch Karls politisch und psychologisch im gegenwärtigen Augenblick von vorneherein aussichtslos.

Was uns aber mehr interessiert, als die reine Augenblicksfrage, ist die Frage der Habsburger Politik überhaupt. Die Rückkehr Karls hätte in den Nachfolgerstaaten jedenfalls nicht so große Erregung hervorgerufen, wenn es sich für den Fall des Gelingens des Staatsstreiches nicht um die Möglichkeit großer und neuer zwischenstaatlicher Verwicklungen gehandelt hätte. Die Herrschaft der Habsburger ist für Ungarn kein Nationalkönigtum und Erzönig Karl wollte mit seiner Rückkehr auf den ungarischen Thron auch nicht bloß völkische Wünsche der Magyaren befriedigen. Für ihn und sein Haus ist einzig und allein die Fortführung der alten Habsburger Dynastiepolitik entscheidend. Und wir dürfen nie außer acht lassen, daß es keine Dynastie in Europa gibt und gegeben hat, die so absolut über die völkischen Interessen der von ihr Beherrschten hinweg eigenen politischen Zielen nachgeht. Es ist sicher, daß das Haus Habsburg auch in Zukunft die Wiedererreichung der alten Machtposition anstreben wird. Ich will nicht bezweifeln, daß die Habsburger Politik in der Vergangenheit für Mitteleuropa oft auch sehr segensreich war. Aber in der heutigen Lage würde die Rückkehr der Habsburger auf den ungarischen Thron nur den Anfang schwerer und gefährlicher zwischenstaatlicher Verwicklungen bedeuten. Vor allem wäre es sicher, daß das Streben des neuen Königs zunächst nach Wien und damit nach Österreich gerichtet wäre. Jeder Erfolg nach dieser Richtung hin aber würde gleich zwei große Fragenkomplexe aufrollen. Erstens die Frage der allgemeinen Liquidierung der ehemaligen österr.-ung. Monarchie und zweitens die allgemeine deutsche Frage. Die Nachfolgerstaaten würden in der neuerlichen

Vereinigung Österreichs und Ungarns unter Habsburg jedenfalls eine Bedrohung ihres Bestandes sehen und vor allem den Reim zur Neubegründung eines kräftigen mitteleuropäischen Reiches. Die Lage würde sich dadurch noch besonders komplizieren, daß dieser neue mitteleuropäische Staat faktisch in einem gewissen Gegensatz zu Deutschland stünde. In diesem Falle müßte gerade Frankreich Interesse an dem Habsburgerstaat gewinnen, was für die Nachfolgerstaaten mittelbar den zweiten politischen Verlust herbeiführen würde. So ist es denn klar, daß alle neuen mitteleuropäischen Reiche der Rückkehr der Habsburger auf den ungarischen Thron feindlich gegenüberstehen. Merkwürdigerweise decken sich ihre Interessen in dieser Frage vollständig mit denen der großen deutschen Öffentlichkeit. Ein Habsburger an der Spitze Deutschösterreichs würde bedeuten, daß die Vereinigung dieses rein deutschen Stammlandes mit dem Deutschen Reiche in absehbarer Zeit ganz unmöglich wäre und die Deutschen Österreichs wieder zum Spielball einer rein dynastischen Politik gemacht würden.

Trotz aller französischen Ablehnungen ist es sicher, daß außer den Habsburgern und den Magyaren nur die Franzosen jetzt und in der Zukunft an der Rückkehr des Erzönigs Karl auf den ungarischen Thron ein Interesse haben können. Besonders aber fällt ins Gewicht, daß bei den Magyaren die tief eingewurzelte Rechtsüberzeugung und vor allem der mystische Glaube an die lebenspendende Kraft der heiligen Stefanskrone den einmal gekrönten Habsburger immer wieder als legitimen König erscheinen lassen werden. Der politische Prozeß der Rückkehr der Habsburger auf den ungarischen Thron ist mit dem Mißlingen des versuchten Staatsstreiches also keineswegs abgeschlossen, aber die Chancen seines Erfolges sind bedeutend gesunken.

Zeitungen und Zeitschriften

Der Jahresbericht der Stefan Ludwig Roth-Schule in Mediasch 1917-20 enthält die herkömmlichen „Schulnachrichten“ und im zweiten Teil vier Schulreden des Direktors.

„Schulnachrichten“ — eine Häufung trockenen statistischen Materials, Stundenpläne, Themen für Schüleraufsätze — diese Vorstellungen erfüllen uns mit dem gewissen unangenehmen Gefühl, das einerseits die Schule in uns hinterläßt. Und doch, bei näherem Zusehn — wieviel intensive erzieherische Arbeit, wieviel erstaunliches Streben (in solcher Zeit!) eines geschlossenen Lehrkörpers, wieviel Liebe zur Sache spricht aus den Daten des Direktors! Den unwilligen Steuerzahlern für Schule und Kirche sollte man am besten einen solchen Bericht in die Hand drücken — er soll sprechen: Seht, das habt Ihr an Eurer Schule, und dafür wollt Ihr nicht Opfer bringen?

Jugendbund und Jugendbundsblatt.

Für die schwer-stolpernde sächsische Zunge ein besonders ungeschickter Name: „Jugendbundsblatt“ — das ist das einzige Defiderium gegen diese Sache. Sonst muß man ihr rückhaltlos zustimmen: Die Zusammenfassung der städtischen und ländlichen Jugendvereine, die staatsbürgerliche, völkische, wirtschaftliche, körperliche, literarische Bildung und Vorbildung — wer könnte so freien und reinen Bestrebungen sich verschließen?

Nur eines: Möge es nicht bei der Phrase bleiben. Denn Phrase bleiben die schönen, begeisterten Worte, die in der ersten Nummer

des „Jugendbundsblattes“ von mehreren berufenen Seiten ausgesprochen wurden, dann wenn nicht die Organisationsfähigkeit der Schöpfer dieser Richtung uns beweist, daß wirklich eine straffe, lebensvolle Zusammenfassung mit positiven Ergebnissen möglich ist. Wir brauchen keine Vereine, die in Archiven auf dem Papier ihr Leben fristen. Wir haben davon genug. Die von dem neuen Gedanken erfüllten Führer mögen unser Mißtrauen entschuldigen — wir haben Ursache dazu, nicht in Hinsicht gerade auf ihre Person, sondern auf die allgemeinen Erfahrungen. Wir möchten mit diesen Worten ihnen eher einen Stachel geben, zu zeigen: Seht, es geht doch! Wir werden die ersten sein, die sich redlich mitfreuen werden.

Das deutsche Buch. Monatschrift für die Neuerscheinungen deutscher Verleger. Herausgegeben von der deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel, Leipzig. 1. und 2. Heft. Diese im ersten Jahrgang erscheinende Zeitschrift in tadelloser Ausstattung besitzt für uns besondere Bedeutung, denn sie faßt allmonatlich, nach Wissensgebieten geordnet, die wichtigsten Erscheinungen des deutschen Buchhandels, mit besonderer Berücksichtigung des Auslandes, zusammen. So erhält sie uns, die wir das Gefühl des geistigen Abgeperrtseins so lange und drückend empfinden mußten, in steter Verbindung mit den wissenschaftlichen Fortschritten und schöngeistigen Neuerscheinungen des Mutterlandes.

Mitteilungen der Schriftleitung

Kritik der Kritik: Bezugnehmend auf die Erklärung von Hauptschriftleiter Oskar Krämer in Nr. 11, Jahrg. III, S. 350 dieser Zeitschrift stelle ich fest, daß mir ein hervorragendes Mitglied der Schriftleitung der „Deutschen Tagespost“ persönlich über die Besprechung des „Vorberichts“ Csakis von

U. Roth in der „Tagespost“ wörtlich gesagt hat: „Der Aufsatz war eben von uns bestellt; aber die über Sie darin enthaltene Bemerkung war der gesamten Redaktion äußerst peinlich.“ — Ich habe also bloß Tatsachen berichtet.

K—.